

Wie radikal ist radikal genug?

Vereinnahmungen und Verweigerungen in Charles W. Mills' Spätwerk

Nicki K. Weber

1. War Charles W. Mills ein radikaler Denker?

In den uns bekannten Gesprächen – nach langen Konferenztagen oder mittags in der Mensa – wurde nach Charles W. Mills (1951–2021) Ableben immer wieder diskutiert, als wie radikal seine philosophische Arbeit letztlich einzuordnen ist. Im Folgenden möchte ich drei Fragen vorschlagen und in der Beantwortung dieser versuchen, besser zu verstehen, warum die Radikalität eines politischen Denkers wie Mills zur Diskussion steht, wie die Radikalität seines Denkens bewertet werden kann und welche Bedeutung eine solche Einordnung für sein Werk hat. Die erste Frage erkundigt sich nach der historischen Bedeutung von Radikalität im *Schwarzen politischen Denken* (Black Political Thought), dem man Mills zweifelsohne zuordnen kann. Die Zweite untersucht die Verbindung zwischen radikalen und strukturellen Denkansätzen, und die Dritte fragt nach dem Verhältnis von Revolution und Reform. Beide letzteren Gegenüberstellungen halte ich für die Einordnung von Mills' Arbeit für zentral. Im Anschluss an den Versuch die aufgeworfenen Fragen zu beantworten und damit das Feld zu kontrastieren, werde ich anhand von Mills' *Radical Liberalism* aus seinem Spätwerk aufzeigen, wie Mills' politisches Denken trotz seiner Hinwendung zu liberalen Theoriezugängen als radikaler Ansatz betrachtet werden kann. Statt einer revolutionären Abkehr nutzt Mills den Liberalismus als Rahmen, um dessen ursprüngliche Ideale von Freiheit und Gleichheit grundlegend zu reformulieren und seine Arbeiten dabei dennoch anschlussfähig für die dominante liberale Tradition politischer Theorie zu vermitteln. Diesen strategischen Ansatz kategorisiere ich abschließend als Radikalität ohne Revolution.

2. Welche Rolle spielt Radikalität in der Ideengeschichte Schwarzen politischen Denkens?

Der Grad der Radikalität einer Kritik oder der Herangehensweise an die Veränderung politischer Verhältnisse kann auf unterschiedliche Weise bestimmt werden. Einerseits eröffnet der Möglichkeitsraum, den eine Gesellschaftskritik oder widerständige Praktiken schaffen, die Grundlage für eine Beschreibung als radikal. Andererseits können auch die konkreten politischen Praktiken¹ sozialer Bewegungen als radikal bezeichnet werden – ein Begriff, der nicht selten aus politischer Motivation heraus diffamierend eingesetzt wird. Dasselbe gilt für theoretische Ansätze, die aufgrund ihrer Radikalität häufig Rezeptionsbarrieren erfahren. Eine dritte Art der Bewertung – und mit Sicherheit gibt es noch viele weitere – ist die Anwendung politischer Gewalt im revolutionären Kontext. Um diese soll es im Folgenden jedoch nicht gehen. Grundsätzlich lässt sich die Frage nach der Radikalität auf zwei Dimensionen herunterbrechen: erstens auf die Fremdbewertung – also darauf, wie eine Ideologie oder politische Aktivität von außen, sowohl im Moment der Aktivität, also auch in der Retrospektive, beurteilt wird –, zweitens auf die Selbstbeschreibung, die in der politischen Lehre einer Theorieschule oder sozialer Bewegung formuliert wird.

Ein zentrales Narrativ Schwarzen politischen Denkens ist, dass der europäische Expansionismus ab der Neuzeit die Weltgeschichte sowie die globalen Machtverhältnisse maßgeblich geprägt hat und weiterhin die politischen Verhältnisse der Gegenwart bestimmt (Mills 2003, xix). Als Sammelbegriff politischer Ideen vom afrikanischen Kontinent und aus der afrikanischen Diaspora orientiert sich Schwarzes politisches Denken an zwei wesentlichen Gedankenlinien. Einerseits zielt es darauf ab, rassifizierende Herrschafts- und Dominanzverhältnisse sowie die damit verknüpften Weltbilder zu kritisieren, andererseits strebt es an, die zentrale Rolle rassifizierender Ordnungsvorstellungen bei der Herausbildung einer eurozentrischen Moderne zu beleuchten (Osuna 2017: 34). Mills (2003; 2017b) bezieht sich werkübergreifend auf die *Schwarze radikale Tradition* (Black Radical Tradition), die unter anderem mit Arbeiten von Cedric Robinson, Sylvia Wynter und W.E.B. Du Bois verknüpft ist. Das Selbstverständnis dieser Form Schwarzen politischen Denkens entsteht im histo-

1 Ich verwende den Begriff der politischen Praktiken im Anschluss an Tanja Pritzlaff und Frank Nullmeier im Sinne eines verbindlichen Ausdrucks kollektiver Entscheidungen (2009).

risch-konstitutiven Bezug auf das 19. Jahrhundert – dem sog. *Jahrhundert des Widerstands* (John Henrik Clark): In dieser Zeit formierte sich der Widerstand gegen Rassismus, Sklaverei und Kolonialismus in transnationalen Freiheitsbewegungen, die sich von Nordamerika über die Karibik bis quer über den afrikanischen Kontinent erstreckten. Angesichts des Rassismus als ordnendem Prinzip fallen Widerstand und Radikalität in dieser Perspektive zusammen. Die angestrebten Veränderungen, etwa durch Dekolonialisierung oder Abolition, werden als grundlegend verstanden, da sie auf die tiefgreifende Transformation, der vom europäischen Imperialismus geprägten Gesellschaften in Zentren und Peripherien abzielen.

Diese radikalen Ansätze streben Veränderungen, im Sinne der bekannten etymologischen Bedeutung des lateinischen Begriffs *radix*, »vom Ursprung her« an – sowohl in den Weltbildern als auch in den materiellen Verhältnissen. Sie beschreiben ein Denken, das den Herausforderungen der Zeit gerecht werden soll und in den Widerstandskämpfen gegen die *weiße Vorherrschaft* tief verankert ist (Boyd 1998: 43). Radikal ist die widerständige Tradition, weil sie tief an die Wurzeln der Unterdrückung vordringt – den Strukturen der sozialen Realität.

3. Wie hängen Radikalität und strukturelle Ansätze zusammen?

Weißer Vorherrschaft war stets Mills' Hauptagon. Dabei unterstreicht Mills Rassismus als zentrales Funktionsprinzip weißer Vorherrschaft, dass als übergeordnetes Machtverhältnis grundlegend für Politik und Moral sowie deren moderne Episteme ist. Mills' (2022: 44) strukturelle Analyse schließt nicht nur an die Tradition abolitionistischer und antikolonialer Widerstandsbewegungen an, sondern reformuliert ihre Radikalität. So betont Mills (1998) früh die Notwendigkeit, weiße Vorherrschaft als soziopolitisches System und strukturgebend für rassifizierende Herrschafts- und Dominanzverhältnisse ab der frühneuzeitlichen Moderne anzuerkennen. Rassifizierte Individuen oder Gruppen werden in der Logik der weißen Vorherrschaft einer bestimmten *race* zugeschrieben.

»Der Grundgedanke ist, dass die Weißen als Gruppe strukturell so positioniert sind, dass sie in der Lage waren, Afroamerikaner als Gruppe effektiv zu zwingen, zu verfolgen und auszubeuten, und dass sie dazu in der Lage sind,

unabhängig vom individuellen Schicksal eines einzelnen Weißen oder Afroamerikaners.« (Jagmohan 2015: 490–491)²

Dabei ist *race* als Folge von Rassismus zu verstehen, wobei Rassismus, wie Mills feststellt,

»ein politisches System ist, eine besondere Machtstruktur formeller oder informeller Regeln, sozioökonomischer Privilegien und Normen für die unterschiedliche Verteilung von materiellem Wohlstand und Chancen, von Vergünstigungen und Lasten, Rechten und Pflichten« (2022: 42–43).

Mills' postmarxistische Erkenntnis, untermauert durch seine biografische Abwendung vom orthodoxen (oder weißen) Marxismus (Mills 2003), der zu Grunde liegt, dass eine Veränderung materieller oder struktureller Bedingungen nicht zwangsläufig subjektive Fehlannahmen korrigiert, spiegelt sich auch in der Rezeption seines Werks wider. Insbesondere *Weißes Nichtwissen* (Mills 2021) wird in der Diskussion häufig akteurszentriert interpretiert, wobei kognitive Aspekte (Bain 2023: 22–23) ebenso betrachtet werden wie die Analyse der motivations- und interessengetriebenen Verleugnung durch Weiße. Weißes Nichtwissen entspringt dem Ansinnen der dominierenden weißen Gruppe, die politische und ökonomische Struktur der weißen Vorherrschaft nicht wahrzunehmen oder anzuerkennen. Dabei ist es zweitrangig, ob es sich um ein bewusstes oder unbewusstes Interesse handelt, da die dominante Gruppe in beiden Fällen von der strukturellen Herrschaftsposition profitiert.

Mills entwickelt dementsprechend eine Analyse, die auf diese Struktur der Dominanz abzielt und so einen radikalen Ansatz antizipiert, weil das Ergebnis der Analyse, Rassismus als System zu verstehen, grundlegende Fragen aufwirft, für die Mills grundlegende Antworten einfordert. Ein strukturelles Verständnis erkennt die historisch gewachsene Organisation von Individuen und Gruppen einer Gesellschaft an. Aus einer herrschaftskritischen Perspektive bedeutet dies, gesellschaftliche Hierarchien als systematische Zuteilung von politischer und ökonomischer Teilhabe entlang rassifizierter Kategorien zu betrachten, die die Gesellschaft von der Wurzel an formen. Wir sprechen hier von einer grundlegenden Struktur, die das (gesellschaftliche) Gesamtgefüge prägt,

2 Sofern nicht anders angegeben, handelt es sich bei allen Übersetzungen ins Deutsche um meine eigenen Übersetzungen.

sowie von der Verbundenheit und dem Zusammenwirken ihrer einzelnen Bestandteile. Die Analyse struktureller Gegebenheiten wirft die Frage auf, warum bestimmte Individuen oder Gruppen gesellschaftlich in spezifischer Weise positioniert sind. Mills stellt sich dabei gegen eine rein akteurszentrierte Interpretation seines Begriffs des weißen Nichtwissens und argumentiert, dass dieses »nicht immer auf Unaufrichtigkeit und Heuchelei« beruhe und dass das »weiß« in »weißes Nichtwissen« [nicht bedeuten muss], dass es sich auf weiße Menschen beschränken muss« (Mills 2021: 193). Manche Teilnehmende einer Gruppe sind nicht freiwillig Teil der dominanten Gruppe, werden dennoch sozial (oder gar phänotypisch) als zugehörig positioniert (Mills 2018: 70) und sind deshalb, im Sinne einer epistemischen Ignoranz, vom fragmentarischen Gruppenwissen betroffen.

Mills kritisiert insbesondere John Rawls' Vertragstheorie, die er für unzureichend hält, wenn es um die Analyse von rassifizierter Ungerechtigkeit geht. Rawls' ideale und allgemeine Prinzipien blenden die Notwendigkeit spezifischer Korrekturen historischer und struktureller Ungerechtigkeiten aus, die durch Rassismus entstanden sind. Mills beschreibt die Auswirkungen des sog. Herrschaftsvertrags (*domination contract*) – als der sich Rawls' Sozialvertrag nach seiner Dekonstruktion entpuppt – als mindestens politisch, moralisch und epistemologisch (Mills 2008; Mills 2022: 49). Diese Auswirkungen beeinflussen verschiedene Bereiche des gesellschaftlichen Gesamtgefüges, bedingen einander wechselseitig und stehen zugleich in enger Verbindung zur grundlegenden Struktur des Systems. Gerade auf der epistemischen Ebene wird deutlich, dass die strukturelle Hierarchisierung von *race* die Wissensbestände im Sinne der weißen Vorherrschaft, z.B. darum, wer als zum Mensch-Sein zugehörig gilt und wer nicht, beeinflusst und die bestehenden Wissenssysteme die strukturellen Bedingungen legitimieren und stabilisieren (Weber 2024: 44). Diese Grundbedingung sozialer Ontologie unterläuft einen akteurszentrierten Ansatz und schränkt die Möglichkeiten zur Korrektur rassifizierender Diskriminierung erheblich ein, wenn sie sich zu stark auf die rassistisch Handelnden konzentriert, wie auch Zara Bain (2023: 23–24) argumentiert. Die Aufrechterhaltung der Ordnung des *Racial Contract*³ setzt also sowohl eine strukturelle Komponente (Hierarchisierung)

3 Der »rassifizierende Herrschaftsvertrag«, wie ich Mills' Konzept übersetzen würde, bezieht sich sowohl auf die soziale Realität rassifizierter Menschen (Mills 2017c), wie auf den den Herrschaftsvertrag als Grundlage ebendieser Realität. Dieser Herrschaftsvertrag ist meinem Verständnis nach die Voraussetzung des klassischen Gesellschaftsvertrag

als auch ein epistemisches System (Dehumanisierung) voraus. Diese beiden Aspekte beeinflussen das individuelle und kollektive Handeln und sichern die gesellschaftliche Übereinkunft, die der dominant markierten Gruppe der Weißen – formal und informell – systematisch Schutzrechte gewährt. Sofern *radikal sein* auf die »Erweiterung der Handlungsspielräume« (Adamski/Hauch 2024: 7) abzielt, stellt sich die Frage, ob inkrementelle Änderungen am System politische Teilhabe nicht-weißer Gruppen ermöglichen können oder die gegebene Ordnung mit anderen Prinzipien neu entworfen werden muss.

4. Wie ist das Verhältnis von Radikalität, Revolution und Reform zu verstehen?

Wie bereits erwähnt, bezeichnet ›radikal‹ ideengeschichtlich eine Haltung oder ein Programm, das grundlegende Veränderungen an der gegebenen Ordnung anstrebt – etwa die vollständige Abschaffung der Sklaverei zugunsten eines freien Lohnarbeitssystems in der Schwarzen radikalen Tradition oder das Ersetzen kapitalistischen Privateigentums durch sozialistisches Gemeingut im Marxismus. Speziell die Auseinandersetzung mit dem Sozialismus hat in der Geschichte des schwarzen Widerstands einen bedeutenden Ort: In Harlem, New York, wurde versucht, sozialistische Theorie und Politik mit der afroamerikanischen und kolonialen Situation auf dem Kontinent zu verknüpfen. Obwohl diese Bemühungen nicht den gewünschten Erfolg hatten, zeigt das Beispiel aus den USA zu Beginn des 20. Jahrhunderts, dass sich die Hoffnung auf die Überwindung von Unterdrückungsverhältnissen historisch oft an radikalen politischen Bewegungen orientierte, die grundlegende Fragen an die (Legitimität der) Gesellschaftsordnung stellten (Moore 1988: 215–217, 221). Eine Veränderung der Gesellschaftsordnung ist für radikale Bewegungen häufig mit einer Revolution verbunden. So hat die Scharnierzeit

trags oder zumindest als eigenständig, gleichwertig oder gleichzeitig gültig zu verstehen. Es ist kein rassifizierter Vertrag, also ein Gesellschaftsvertrag *gone wrong*, sondern eine Aporie der kolonialen Moderne, in der der Rawls'sche Vertrag geschlossen wird: »Der Racial Contract ist eine historische Realität« (Mills 2022: 58). ›Rassifizierend‹ verweist in diesem Text auf den Prozess der Rassifizierung, also darauf, wie etwas – ein Vertrag oder eine Diskriminierung – hervorgebracht wird. ›Rassifiziert‹ hingegen – wie in ›rassifizierte Menschen‹ oder ›rassifizierte Ungleichheit‹ – bezeichnet (zunächst) eine deskriptive Feststellung. Beide Begriffe sind nur wechselseitig aufeinander bezogen zu verstehen.

zwischen der amerikanischen und der französischen Revolution hat bis heute einen prägenden Einfluss auf radikale Theorieansätze politischen Denkens (Oppelt 2020: 268).

Johan Galtung stellt fest, dass Revolution einen »fundamentale[n] Wandel der Sozialstruktur« (Galtung 1973: 121) bedeutet und macht deutlich, dass die Erkundigung nach dem Verständnis von Revolution eigentlich auf die »Beziehung zwischen dem Einzelnen und dem revolutionären Prozess selbst« abzielt (Galtung 1973: 123). Galtung verweist auf unterschiedliche Weltanschauungen, die das Verständnis von Gesellschaft und Revolution prägen. Die Antwort auf die Frage nach dem Verständnis von Revolution verordnet er innerhalb des Spannungsfelds, das diese drei Ansätze eröffnen. Der moralische Ansatz sagt aus: »Gesellschaft ist komplex, aber es gibt zu befolgende Normen darüber, was zu tun ist.« (Galtung 1973: 125). Die Weltanschauung hinter diesem Ansatz ist dogmatisch: Revolution erscheint hier zwangsläufig als unzeitgemäß, da sie eine Abweichung von den festgelegten Normen bedeutet (Galtung 1973: 126). Der deterministische Ansatz hingegen betrachtet Revolution als systematisch angelegte Notwendigkeit (Galtung 1973: 124). Die vorherrschende Weltanschauung in diesem Rahmen ist fatalistisch – Ereignisse gelten als vorab festgelegt und der Mensch hat keine Möglichkeit, den Ablauf der Geschichte zu verändern. Den dritten Ansatz prägt eine Wechselwirkung: einerseits das Verständnis, dass die Gesetze und Ideale einer Gesellschaft innerhalb eines »objektiven Spielraums« definiert sind, andererseits, dass ihre Umsetzung auf dem »menschlichen Wollen, der *volonté*« basiert (Galtung 1973: 124). Dieser pragmatische Ansatz geht davon aus, dass selbst dann, wenn die Gesetze einer Gesellschaft allgemein erkennbar und vollständig umgesetzt würden, ihre Auslegung und Anwendung weiterhin von subjektiven Faktoren abhängig bleiben können. Die daraus resultierende Wechselwirkung zwischen Zweck und Mittel eröffnet ein Spannungsfeld zwischen pragmatischen, deterministischen und fatalistischen Gesellschaftsverständnissen. Dadurch entsteht ein Raum, in dem Revolutionen ausgehend vom politischen und historischen Kontext verstanden werden können, ohne zwingend als ausschließliches Phänomen der Extreme zu gelten.

Der pragmatische Ansatz lässt sich auf Mills' Verständnis von Radikalität übertragen (siehe folgender Abschnitt) – auch wenn das zugegebenermaßen bedeutet, geflissentlich zu ignorieren, dass er sich selbst als »boringly reformist« (Mills 2018: 71) bezeichnet. Letztlich eröffnet Mills aber die Möglichkeit, über Radikalität ohne den Zwang zur gewaltsamen Revolution nachzudenken. Widerständige Gruppen wird dieses Ziel häufig, abhängig vom

politischen Zeitgeist, unterstellt. Betrachtet man Radikalität jedoch durch das Galtung'sche Revolutionsverständnis, so wird deutlich, dass Radikalität innerhalb eines fatalistischen oder deterministischen Gesellschaftsverständnisses zwangsläufig disruptiv wirken muss. Für den pragmatischen Ansatz ist »Gesellschaft im [Allgemeinen das Ergebnis] subjektiver Prozesse, der Wahl von Zielen und der Allokation von Mitteln« (Galtung 1973: 124). Dasselbe gilt auch für die Definition radikaler Mittel und revolutionärer Ziele innerhalb dieses Gesellschaftsverständnisses. Demnach lässt sich also von Radikalität ohne Revolution sprechen, da Revolution nicht zwangsläufig dem bestehenden Ordnungsrahmen entgegengesetzt ist und Veränderung nicht zwangsläufig die revolutionäre Setzung einer neuen Ordnung impliziert. Ähnliches gilt auch in der radikalen Demokratietheorie. Dort heißt es: »Demokratie ist der Formalismus einer auf Dauer gestellten Revolution« (Demirović 2017: 16). Innerhalb der Demokratie sollen grundlegende Veränderungen möglich sein, jedoch stets durch demokratische Prinzipien begrenzt und geleitet werden. Beides – die Offenheit für Veränderung und die Wahrung demokratischer Prinzipien – ist nicht nur dem Demokratischen förderlich, sondern bildet dessen Voraussetzung. Was oft als Reformation bezeichnet und in radikalen Kreisen gelegentlich als reformistisch abgelehnt wird, ist letztlich der Versuch, innerhalb einer bestehenden Ordnung – die aufgrund bestehender Machtverhältnisse weiterhin legitimatorischen Zuspruch erfährt – tiefgreifende Veränderungen herbeizuführen. Dabei Ziele und Mittel gegeneinander abzuwägen bedeutet, eine Verhältnismäßigkeit zu wahren. Dies schließt jedoch keinesfalls aus, angesichts grundlegender Missstände innerhalb der gegebenen Ordnung radikale Politik zu verfolgen.

5. Nochmal: War Charles W. Mills ein radikaler Denker?

Mills betont stets die Notwendigkeit zu verstehen, dass Widerstandsbewegungen nicht nur auf praktischer, sondern auch auf intellektueller Ebene stattfinden. Dabei verstand er Radikalität als ein Streben nach Gleichheit und Freiheit – eine Haltung, die Linda Martín Alcoff (2024: 217) in ihrem Nachruf hervorhebt. Mills war es daran gelegen, den radikalen Impuls sozialer Bewegungen aus der schwarzen Widerstandsgeschichte auf die intellektuelle Ebene zu übertragen und für die Gegenwart zu transformieren. Dafür zeigte er sich auch bereit, das »Schibboleth in Frage zu stellen, dass radikale Ideen/Konzepte/Grundsätze/Werte mit dem Liberalismus unvereinbar sind«

(Mills 2017b: 11). Dies hält er für notwendig, da er die Leerstelle rassischer Diskriminierung im Liberalismus füllen möchte. Seine Radikalität besteht daher nicht darin, den Liberalismus zu verwerfen, sondern ihn konsequent zu reformulieren und zu erneuern. Dadurch, dass er die ideologische Verflechtung zwischen idealer Theorie und Liberalismus auflöst, zielt er darauf ab, die ursprünglichen liberalen Ideale von Freiheit und Gleichheit tatsächlich zu verwirklichen, indem er die unvollkommenen, nicht-idealen Realitäten der Welt offenlegt (Mills 2017b: 89–90). Mills' Ansatz folgte einer Strategie der Radikalität ohne Revolution. Er kehrt zu den Ursprüngen liberaler Prinzipien zurück, um sie zu korrigieren und Leerstellen in deren Fundament offenzulegen. Dieses Vorgehen ist für Mills vor allem pragmatisch motiviert: Er akzeptiert die hegemoniale Stellung des Liberalismus und sieht in einer nicht-idealen, praxisorientierten Perspektive die Möglichkeit, konkrete Verbesserungen zu erzielen, statt abstrakten Idealen nachzuhängen. Statt den Liberalismus von Grund auf abzulehnen, nutzt Mills dessen Rahmenwerk, um eine breitere Akzeptanz für seine Kritik an rassifizierender Diskriminierung zu schaffen. Dabei geht er jedoch innerhalb des liberalen Paradigmas radikal vor (Mills 2017b: 209). Ein übergreifender theoretischer Rahmen für diese Analyse ist eine nicht-ideale Theorie. Diese richtet ihren Fokus auf gesellschaftliche Verhältnisse, die von Machtgefällen und strukturellen Ungerechtigkeiten geprägt sind. Mills' Sozialontologie nimmt die rassische Hierarchisierung von Menschengruppen als konstitutives Merkmal der Gesellschaft an. Mithilfe einer sozialen Erkenntnistheorie enthüllt er die rassifizierten Ideologien, die den Liberalismus als *Racial Liberalism* prägen. Die normative Ausrichtung zielt auf eine korrektive Gerechtigkeit ab, um historischen und strukturellen Ungleichheiten zu begegnen. Als zentrales normatives Instrument hat Mills zuletzt an seinem *Black Radical Kantianism* gearbeitet, der Kants Ethik mit der Kritik der Schwarzen radikalen Tradition verbindet und die erlebte (oder gelebte) Erfahrung rassifizierter Menschen berücksichtigt (Mills 2017a; vgl. Sonderegger in diesem Band), wobei er eine kritische Perspektive auf die Befreiung und Gleichstellung marginalisierter Gruppen einnimmt.

Derrick Darbys (2019; 2023) Kritik an Mills, dass die von ihm vorgeschlagene Radikalisierung des Liberalismus wenig hilfreich sei, ist besonders bemerkenswert im Hinblick auf die Wechselwirkung zwischen Zielen und Mitteln des pragmatischen Ansatzes, der das Prädikat »radikal« auch in Bezug auf die Realisierbarkeit der angestrebten Ergebnisse vergibt. Ist Radikalität ohne Revolution ein sinnvolles Projekt, wenn sie ihre Ziele nicht erreicht oder sogar Schaden anrichtet, indem sie pluralistische Solidarität untergräbt? Mills' ra-

dikaler Liberalismus, sofern wir uns darauf einigen, dass er radikal ist, wird also auch von anderer Seite hinterfragt. Darby hebt sozialpsychologische und gesellschaftspolitische Hindernisse bei der Umsetzung einer korrektiven Gerechtigkeit hervor. Studien zeigen, dass weiße Menschen es ablehnen, ihre Privilegien anzuerkennen oder kollektive Schuld zu empfinden. Sie schützen ihr positives Gruppenimage durch psychologische Abwehrmechanismen – ähnlich dem weißen Nichtwissen, das Mills beschreibt –, selbst wenn die Kritik innerhalb des vorherrschenden Liberalismus artikuliert wird. Darbys (2019) Kritik an Mills' Erlösungslied auf den Liberalismus, wie er es ausdrückt, ist in erster Linie von der Befürchtung geprägt, dass Mills' Versuch, den Liberalismus an seinem Ursprung zu korrigieren, die soziale Kooperation als gesellschaftliche Funktion, die für Rawls zentral war, unterlaufen könnte. Historischen Ungerechtigkeiten sollte, so Darby, im Sinne von Rawls' ausgleichender Gerechtigkeit begegnet werden – ohne auf gruppenbezogene Programme wie Reparationszahlungen oder Quoten zurückzugreifen. Nur so könne verhindert werden, dass der Schutz des positiven Selbstbildes die soziale Kooperation, selbst unter Progressiven, erschwert (Darby 2019: 396).

Die Frage, ob Mills als radikaler Denker zu verstehen ist, lässt sich also nicht pauschal beantworten. Sie erfordert eine differenzierte Betrachtung seiner Werke, seines Denkansatzes sowie der historischen und philosophischen Kontexte, in denen er sich bewegte. Mills' Arbeit ist eng mit der Schwarzen radikalen Tradition verbunden, die sich primär gegen rassifizierende Diskriminierung wendet und tiefgreifende gesellschaftliche Veränderungen fordert. Doch bleibt seine Radikalität pragmatisch: Er verwirft bestehende politische und philosophische Rahmenbedingungen nicht vollständig, sondern will sie nutzen, um praktische Veränderungen zu erzielen.

Ob Mills als radikal gilt, hängt auch davon ab, wie Radikalität selbst verstanden wird. Innerhalb des hier entwickelten pragmatischen Ansatzes kann Radikalität ohne Revolution gedacht werden. Sie bedeutet, grundlegende Änderungen anzustreben, die jedoch innerhalb der bestehenden Ordnungen verhandelt werden. Mills' strategische Entscheidung, den Liberalismus als hegemonale Ideologie zu nutzen, um eine breitere Akzeptanz für seine Rassismuskritik zu erreichen, zeigt, dass seine Radikalität nicht nur auf disruptive Umwälzungen abzielt, sondern auch auf transformative Korrekturen.

6. Statt einer Schlussfolgerung: Charles W. Mills' Beitrag

Zusammenfassend kann gesagt werden – dabei bleibe ich –, dass Mills als radikaler Denker verstanden werden kann, insbesondere im historischen Kontext der Schwarzen radikalen Tradition und seiner Kritik an der weißen Vorherrschaft. Seine Radikalität ist jedoch pragmatisch orientiert: Sie setzt auf Transformation statt Revolution und verfolgt die Ambition, tiefgreifende soziale Veränderungen innerhalb des gegebenen Rahmens zu ermöglichen. Insofern ist Mills radikal in einer strukturellen und grundlegenden Kritik, jedoch nicht im Sinne revolutionärer Gewalt. Seine Arbeit bleibt eine Einladung, über die Möglichkeiten und Grenzen von Radikalität nachzudenken und den Kampf für soziale Gerechtigkeit sowohl philosophisch als auch praxeologisch weiterzuführen.

Mills wird nicht nur für seine philosophischen Leistungen in Erinnerung bleiben, sondern auch für seinen Mut, sich in ein akademisches Umfeld einzubringen, das damals wie heute von weißen Perspektiven dominiert ist. Philosophie kann nicht nur als intellektuelle Disziplin, sondern auch als Prozess der Selbstfindung verstanden werden, bei dem Vorbilder und Vermittler wie Mills von großer Bedeutung sind. Besonders für Philosophierende, die nach einem Ausdruck für ihre Erfahrungen suchen, war und bleibt Mills ein prägender Wegbereiter. An dieser Stelle möchte ich meine Dankbarkeit dafür erneut bekräftigen.

Literatur

- Adamski, Theresa/Hauch, Gabriella (2024): »Was ist radikal? Revolutionäre Konzepte und militante Strategien im Kontext von Feminismus und Arbeiter*innenbewegung«, in: *Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften* 35, S. 5–12.
- Alcoff, Linda Martín (2024): »The Life of Charles Mills, Radical Philosopher Extraordinaire«, in: *Critical Philosophy of Race* 12, S. 215–233.
- Bain, Zara (2023): »Mills's account of white ignorance: Structural or non-structural?«, in: *Theory and Research in Education* 21, S. 18–32.
- Boyd, Herb (1998): »Radicalism and Resistance: The Evolution of Black Radical Thought«, in: *The Black Scholar* 28, S. 43–53.
- Darby, Derrick (2019): »Charles Mills's Liberal Redemption Song«, in: *Ethics* 129, S. 370–397.

- Darby, Derrick (2023): *A Realistic Blacktopia: Why We Must Unite To Fight*, Oxford: Oxford University Press.
- Demirović, Alex (2017): »Radikale Demokratie und Sozialismus. Grenzen und Möglichkeiten einer politischen Form«, in: ONLINE-Publikation der Rosa-Luxemburg-Stiftung 21/2017, S. 1–19.
- Galtung, Johan (1973): »Eine strukturelle Theorie der Revolution«, in: Jänicke, Martin (Hg.), *Herrschaft und Krise: Beiträge zur politikwissenschaftlichen Krisenforschung*, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 121–167.
- Jagmohan, Desmond (2015): »Race and the social contract: Charles Mills on the consensual foundations of white supremacy«, in: *Politics, Groups, and Identities* 3, S. 488–503.
- Mills, Charles W (2018): »Racial Justice«, in: *Aristotelian Society Supplementary Volume* 92, S. 69–89.
- Mills, Charles W. (1998): *Blackness Visible: Essays on Philosophy and Race*, Ithaca/NY: Cornell University Press.
- Mills, Charles W. (2003): *From Class to Race: Essays in White Marxism and Black Radicalism*, Lanham/MA: Rowman & Littlefield Publishers.
- Mills, Charles W. (2008): »The Domination Contract«, in: Daniel, I. O'Neill/Mary Lyndon, Shanley/Iris Marion, Young (Hg.), *Illusion of Consent*, University Park/PA: Penn State University Press, S. 49–74.
- Mills, Charles W. (2017a): »Black Radical Kantianism«, in: *Res Philosophica* 95, S. 1–33.
- Mills, Charles W. (2017b): *Black Rights/White Wrongs: The Critique of Racial Liberalism*, New York/NY: Oxford University Press.
- Mills, Charles W. (2017c): »Philosophy and the Racial Contract«, in: Zack, Naomi (Hg.), *The Oxford Handbook of Philosophy and Race*, Oxford University Press, S. 65–76.
- Mills, Charles W. (2021): »Weißes Nichtwissen«, in: Lepold, Kristina/Mateo, Marina Martinez (Hg.), *Critical Philosophy of Race. Ein Reader*, Berlin: Suhrkamp, S. 180–216.
- Mills, Charles W. (2022): *The Racial Contract*, Frankfurt a.M.: Campus Verlag.
- Moore, Richard B. (1988): »Afro-Americans and Radical Politics«, in: Turner, W. Burghardt/Turner, Joyce Moore (Hg.), *Richard B. Moore, Caribbean Militant in Harlem*, Bloomington, IN: Indiana University Press, S. 215–222.
- Oppelt, Martin (2020): »Verrat und Demokratie – Eine postfundamentalistische Annäherung«, in: *Leviathan* 48, S. 264–292.

- Osuna, Steven (2017): »Class Suicide: The Black Radical Tradition, Radical Scholarship, and the Neoliberal Turn«, in: (Hg.), *The Futures of Black Radicalism*, S. 21–38.
- Pritzlaff, Tanja/Nullmeier, Frank (2009): »Zu einer Theorie politischer Praktiken«, in: *Österreichische Zeitschrift für Politikwissenschaft* 38, S. 7–22.
- Weber, Nicki K. (2024): »Breathing Through the Epistemic Violence of the Unthinkable Black Experience«, in: Lena, Schützle/Barbara, Schellhammer/Anupam, Yadav/Cara-Julie, Kather/Lou, Thomine (Hg.), *Epistemic Injustice and Violence*, Bielefeld: transcript Verlag, S. 39–48.

Nicki K. Weber ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl für Politikwissenschaft, Friedens- und Konfliktforschung der Universität Augsburg. Nach dem Studium der Politischen Wissenschaft und Philosophie in München forscht er zu Konflikten in postkolonialen Gesellschaften. In seinem Dissertationsprojekt behandelt er den Schwarzen Existenzialismus und dessen politisch-philosophische Implikationen für eine spezifische Form Schwarzer Kritik.

